

Sunrise

Zum besseren Verständnis
der Menschen untereinander

Deutsche Ausgabe

12. Jahrgang / Heft 10, 1968



Inhaltsverzeichnis

<i>Weihnachten ... in den Bergen</i>	S. 325
engl. Dezemberheft 1966, S. 65-69	
<i>Spruch, Laßt uns darum bitten</i>	S. 331
engl. Dezemberheft 1967, 4. Umschlagseite	
<i>Betrachtungen über die Hindu-Philosophie</i>	S. 332
engl. Juniheft 1967, S. 278-281	
<i>Evolution vor Darwin - und nachher, 1. Teil</i>	S. 337
engl. Oktoberheft 1966, S. 14-22	
<i>Innere Majestät</i>	S. 349
engl. Maiheft 1967, S. 239-242	
<i>Wer sind die Einsamen?</i>	S. 354
engl. Maiheft 1967, S. 249-252	
<i>Ein Stern vor langer Zeit</i>	S. 359
engl. Dezemberheft 1965, S. 75-76	

Der Inhalt dieser Ausgabe besteht aus Übersetzungen aus dem englischen *Sunrise*, der monatlich von der Theosophical University Press, Altadena/Calif., unter der Redaktion von James A. Long herausgegeben wird. Der Jahresbezugspreis (Okt.-Sept. jeden Jahres) für den englischen *Sunrise* beträgt US \$ 3.-. Bestellungen dafür direkt an *SUNRISE, P.O.BIN C, Pasadena, California, 91109 - U.S.A.* - *Sunrise* erscheint seit 1951. *Sunrise* ist weder sektiererisch noch politisch und wird von einem freiwilligen unbezahlten Mitarbeiterstab verfaßt und zusammengestellt, der damit keinerlei geschäftliche Gewinne erstrebt.

Die Zeitschrift beabsichtigt, die fundamentalen Prinzipien zu finden und zu vermitteln, die den alten und modernen Erfahrungen und Gedankengängen zugrunde liegen, welche die Basis für den evolutionären Fortschritt des Menschen bilden, Grundsätze, die ihm auf praktische Art und Weise helfen, seine Verantwortung sich selbst und seinen Mitmenschen gegenüber erfüllen zu können.

Die deutsche Ausgabe erscheint zwanglos. Heftpreis DM 1.50 plus Porto. Bestellungen nach München 25, Postscheckkonto Nr. 72 55 der Deutschen Abt. der Theos. Ges. beim PSA München.

Repräsentant für Deutschland: Senator h.c. Dr. K. Baer, 8 München 25, Ehrwalder Str. 21

Weihnachten . . . in den Bergen

M EIN eigenes Weihnachten wird dieses Jahr wie immer verlaufen. Unser Haus wird voll sein mit Verwandten und Freunden. Lachen und Fröhlichkeit wird den Heiligen Abend erfüllen, und die Klänge der Weihnachtslieder werden durch die frische Nachtluft tönen. Den ganzen Abend werde ich zu tun haben, um meine Kinder davon abzuhalten, ihre Geschenke vor dem nächsten Morgen zu öffnen. Der Baum wird im Fenster stehen und im Lamettaglanz und mit all' seinen bunten Lichtern und seinem Schmuck in Schönheit strahlen. Wahrlich ein Bild für die Erinnerung. Die Kinder werden ab und zu hinsehen, aber es wird für sie nichts Neues mehr sein, und auch wir Erwachsenen werden keine Ehrfurcht und kein Wunder mehr verspüren.

Der erste Weihnachtstag wird früh beginnen und spät enden. Die Kinder sehe ich über ihren Geschenken lärmern, und wundervolle Gerüche dringen aus der Küche, wo ein riesiger Truthahn langsam gebraten wird und Kürbis-Torten bereitet werden. Die Logiergäste erheben sich langsam und gehen zögernd durch's Haus, während ich mich beeile, sie mit Frühstück zu versorgen. Der Morgen verstreicht schnell, und Verwandte helfen mir ein Essen für die große Gesellschaft zu bereiten, zu der die kleine Familie angewachsen ist.

Nach dem Essen (das nach all der Mühe so schnell vorübergeht) werden wir uns für einen gemütlichen Nachmittag hinsetzen. Irgend jemand wird gelegentlich Weihnachtslieder auf dem Klavier spielen – bekannte Stücke, laut und dröhnend. Schreie von den Kindern, wenn sie auf Rollschuhen über den

Fußboden holpern, Sausen der elektrischen Spieleisenbahn wird zu hören sein. Eine Menge Geräusche. Und recht bald wird es genauso sein wie zu irgendeinem sonntäglichen Essen mit Gästen und Verwandten, nur etwas üppiger und ein paar Extras, wie der Weihnachtsbaum, die Stechpalme und die Kerzen auf den Leuchtern. Wenn alle gegangen sind, werde ich todmüde sein, und im Haus wird alles durcheinander liegen. Aber man wird das Gefühl haben, etwas Gutes getan zu haben, und ein Rest von Freude wird an einigen weiteren Sonntagen wieder aufkommen. Es ist schön, und auf diese Weise verbe ich eben meine Weihnachten jetzt. Ich freue mich noch darauf – nicht ganz so sehr wie mit 15 und nicht annähernd so sehr wie als kleines Mädchen.

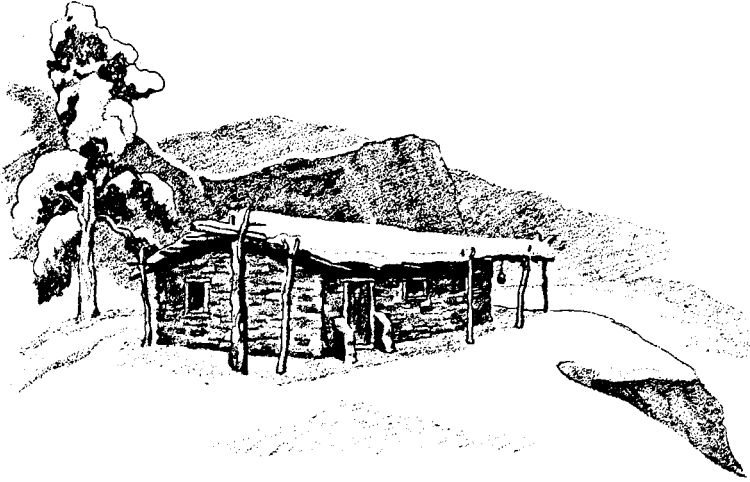
Aber ich weiß auch von einem Heiligen Abend, der ganz anders verbracht wurde, an einem Ort, der weit entfernt von meinem und Ihrem Hause liegt. Ich kannte auch den Mann, der den Abend dort verbrachte. Es war ein alter Mann, aber er sah nicht alt aus. Er war ein Dichter und ein Philosoph, und ich wünschte, ich könnte wie er sein. Einmal erzählte ich ihm das, und er sagte, daß er sich in meinem Alter gewünscht hatte, gelassen, ruhig und weise zu sein. Er hatte gut gefomte, zarte Hände, obgleich sie harte Arbeit verrichtet hatten; sie waren von dicken Adern durchzogen, aber ihre Schönheit konnte nicht verborgen bleiben. Er lebte das ganze Jahr hindurch ganz allein auf dem Gipfel eines Berges in Arizona. Er hatte seine Hütte dort gebaut, seinen eigenen Brunnen gegraben und ihn mit Zement und Steinen ausgemauert. Das Material brachte er auf den Rücken von Mauleseln auf die Höhe. Er säte Blumen und pflanzte Gemüse und hatte zwei Ziegen, drei Katzen und einen Hund. Für gewöhnlich ging er zweimal im Jahr hinunter in die kleine Stadt, die ungefähr 12 Meilen entfernt war, um Vorräte zu besorgen. Die übrige Zeit sah er keine Menschenseele. In seiner Hütte hatte er eine herrliche Bibliothek; selbstgebaute und geschnitzte Schränke waren angefüllt mit Büchern, die geradezu einladen in ihnen zu blättern. Vor allem Philo-

sophie, Dichtung, Kunst und Musik, sowie einige seltsam geheimnisvoll klingende Titel konnte man lesen. Dieser Mann hatte ein Doktorat inne gehabt und lange Jahre an einer Universität gelehrt, bis er es leid wurde, vor gelangweilten, unempfindlichen Studenten über Plato zu lesen. Jetzt war sein Gesicht von der Sonne und dem Wind der Bergeshöhen gebräunt und mit sanften Händen streichelte er seine Tiere. Doch nun möchte ich Ihnen von seinem Heiligen Abend erzählen, so wie er es mir berichtete:

“Es war mein 8. Weihnachtsfest hier in den Bergen. Zuvor hatte ich immer den Sinn für die Zeit verloren und Weihnachten kam und ging, bevor ich es bemerkte. Aber in diesem Jahr mußte ich nochmals hinunter, um einzukaufen.— es war ungefähr Ende Oktober, nach dem ersten leichten Schneefall, der auf meinem Berg hier über der Wüste nie lange anhält. In der Stadt sprach ich mit einigen Leuten, die ich kannte, und der Mann im Laden fragte mich, ob es mir zu Weihnachten dort oben nicht zu einsam wäre. Ich lächelte und sagte, daß ich das alles für gewöhnlich vergessen würde, und als er bestürzt aussah, lachte ich innerlich.

“Aber was er sagte, setzte sich in meinem Kopf fest, und in den folgenden Wochen dachte ich ab und zu daran. Ich wunderte mich, warum ich mich nicht einsam fühlte und warum ich nicht an Weihnachten dachte. In diesem Jahr dachte ich daran. Alle paar Tage sah ich auf den Kalender und machte sogar einige Vorbereitungen für eine einsame Feier.

“Am Tage des Heiligen Abend war der Himmel bedeckt. Während ich meinen Pflichten nachging und die Tiere fütterte, die Hütte und die kleine Scheune gegen den Wind sicherte, bekam der Himmel diese eigenartige, durch und durch graue Farbe, die eine besondere Bedeutung für mich hat. Am frühen Nachmittag begann es zu schneien, und die zarten Flocken fielen ruhig und langsam auf den Boden. Die Katzen wälzten sich eine Zeitlang darin herum, während mein Hund sehnsüchtig zuschaute und unbeholfen versuchte, mitzumachen. Aber bald



fielen die Flocken schneller. Die Katzen kratzten mit den Pfoten an der Tür und miauten jämmerlich, während mein Hund schon warm und zufrieden auf seinem Kaminvorleger lag. Ich ließ sie herein und sah ihnen zu, wie sie sich vor dem Feuer säuberten, wie sie ihre hübschen Köpfe bewegten, ihre kleinen Vorderpfoten erhoben, eine Hinterpfote über die Schulter legten und dann gelassen zu ihrer Ausgangsstellung voller Haltung und Würde zurückkehrten. Ich sehe ihnen immer wieder gerne zu.

“Ich brauchte viel Zeit, um die Hütte zu säubern und die Öllampen zu füllen. In der Dämmerung fing der Wind an zu heulen, und der Schnee schlug gegen die Fenster mit diesem eigenartigen weichen und gedämpften Ton als würden behandschuhte Hände an die Scheiben pochen. Als es um fünf Uhr dunkel war, saß ich mit meinen Tieren verlassen in unserer kleinen aber gemütlichen Unterkunft, mitten in einem Heilig-Abend-Blizzard. Ich dachte nicht mehr an Menschen oder an das Wetter, sondern machte es mir in meinem tiefen Sessel vor dem Feuer bequem, um Freude an meinem Buch zu haben. Ich saß dort lange Zeit, sah träumend ins Feuer und las. Hin und wieder trank ich

einen Schluck Kaffee, aß Kekse oder wurde von den in ihrem Traumschlaf sich bewegenden und winselnden Tieren unterbrochen.

"Es muß so gegen 11.30 Uhr nachts gewesen sein, als ich aufhörte zu lesen und nebenbei bemerkte, daß der Sturm nachgelassen hatte. Es kamen nur noch Windböen, aber der Schnee fiel langsamer. Ich legte mein Buch beiseite, stocherte im Feuer und wollte zur Couch an der Seite des Kamins, als ich plötzlich einhielt: der Wind hatte aufgehört und eine tiefe Stille erfüllte meinen Raum.

" 'Oh', dachte ich, 'der Sturm ist vorbei', öffnete die Tür und stand in einer zwei Fuß hohen Schneewehe. Es schneite nicht mehr, und die unberührte weiße Fläche bot sich meinem Auge in ihrer vollkommenen Schönheit dar, denn die Wolken waren verschwunden und die Mondsichel strahlte ein sanftes Glitzern auf den Schnee. Ich sah hinauf in die Weite des Himmels und sah dort die Sterne unseres Universums leuchten, die der Wind klar und sauber gefegt hatte. Eine eigenartige, tiefe Stille lag über meinem Berggipfel, und ein Reh stand bewegungslos in der Klarheit der Nacht. Es war eine solche Stille und Stimmung, daß ich gespannt und doch ruhig auf Etwas wartete.

"Und es kam: es war Musik, die seltsamste, zauberhafteste, zu tiefst aufrührende Musik, die je die Erde berührt hat, denn sie enthielt keine Melodien und war weder Akkord noch Mißklang. Sie war nur vollständige und absolute Harmonie, die in einen Klang verwandelt war, der nicht beschrieben werden kann. Mir war, als spürte ich ein Brausen um mich herum, ein Ahnen von Seelen, die fortgezogen wurden und hoch in die Luft emporjagten, in die Himmel. Ich sann darüber nach. Ich empfand – ich kann Ihnen nicht beschreiben, was ich fühlte, aber wenn jemals Gottesfurcht eines Menschen Herz erfüllte, so war sie jetzt in meinem. Ich glaube nicht, daß es eine Vision war. Ich glaube, es war mehr . . .

"Es schien Stunden zu dauern, dabei waren es nur wenige

Minuten, wie ich später feststellte, als dieser zeitlose Augenblick vorüber war und sich der Zauber der mit Klängen und fast unerträglicher Schönheit erfüllten Stille von mir gelöst hatte. Ich ging in meine Hütte zurück. Es war wie ein Abstieg in eine andere Welt, an einen alten, langvergessenen Ort des Suchens und Irrrens. Und als ich um mich herum die vertrauten Dinge sah, waren sie mir fremd.

"Ich wartete 18 Jahre, 18 weitere Weihnachtsabende in schmerzhafter und hoffnungsvoller Spannung, aber es geschah nichts mehr. Ich glaube, ich sah zu viel.

"Nein, ein heiliger Mann bin ich nicht, ich hatte nur Glück. Ich war genau zur richtigen Zeit am rechten Platz und erfuhr etwas, das wir alle erfahren könnten, wenn wir nur wüßten, wie. Dies war mein Heiliger Abend. Ich werde ihn niemals vergessen. Ich behalte die Erinnerung in mir und versuche jedes Jahr, die Bedeutung zu verstehen. Es gelingt mir mehr und mehr."

Das ist seine Geschichte. Sie können sie glauben oder nicht, wie es Ihnen beliebt. Ich glaube sie. Ich habe diesen Mann gesehen und ihn gut kennengelernt. Als er mir sein Erlebnis schilderte, leuchtete sein Gesicht von innen heraus.

Mein Weihnachten und seins, wie verschieden sind sie voneinander! Ich hatte oft gedacht, daß ich, wenn ich einen Weihnachtsabend allein verbringen würde, dann auch etwas Wundervolles erfahren könnte. Aber dann erkannte ich, wie recht er hatte: er hatte Glück, es war die richtige Zeit und der rechte Ort. Und ich glaube, er war auch der richtige Mensch.

Er ist nun tot, und der Wind pfeift weiter über seine Bergeshöhe. Die Katzen, der Hund und das Reh, die mit ihm dort lebten, sind auch nicht mehr. Vielleicht gelingt es mir, mitten in all dem Lärmen und Feiern, Stille zu finden, um ein wenig sein Gefühl nachzuempfinden.

Aber ob ich es erlebe oder nicht, dort oben in der Stille der Gestirne und der weißen Pracht tönt die alte, alte Musik durch die Sphären und Welten, sogar bis zu uns herunter.

— VIRGINIA V. PAGE



LASST uns darum bitten, daß allen Menschen, die für eine Welt der Vernunft und der Verständigung arbeiten, in vollem Maße Stärke und Mut gegeben werde. Daß das Gute, das in jedem Menschenherzen wohnt, Tag um Tag mehr gestärkt wird. Daß die Menschen nicht nur das Trennende, sondern auch das Verbindende klarer erkennen. Daß uns jede Stunde einem endlichen Sieg näher bringt. Nicht einem Sieg von der einen Nation über die andere, sondern des Menschen über seine eigenen Schwächen. Daß der wahre Geist dieser Jahreszeit — seine Freude, seine Schönheit, seine Hoffnung und vor allem sein fester Glaube unter uns wohne.

— SANDY F. MACKAY

Betrachtungen über die **Hindu-Philosophie**

IM HERZEN eines jeden Menschen wohnt das Höchste Selbst. Es drängt uns vorwärts und aufwärts, einen ununterbrochenen Druck ausübend, und wenn wir diesem Druck nachgeben, sind wir in der Tat gesegnet. Dieser Gedanke eines gemeinsamen spirituellen Ursprungs bildet tatsächlich den Kern des Universalen Dharma, das keine unwissenschaftliche Schöpfung, kein Werden aus dem Nichts anerkennt – denn alle Wesen haben ihren Ursprung in dem Einen.

Für den Ausdruck Dharma gibt es in unserer Sprache kein entsprechendes Wort. Obgleich verschiedentlich mit Religion, Tugend und Gesetz übersetzt, liegt die ihm am nächsten kommende Bedeutung in unserem Wort Pflicht: Pflicht gegenüber Gott, gegenüber den Devas, den Rishis, der Menschheit, den Tieren etc. So wenig vertraut es dem Westen auch sein mag, Sanātana-Dharma oder das Ewige oder Uranfängliche Dharma, auch Vaidika-Dharma genannt, ist die älteste aller bestehenden Religionen und basiert hauptsächlich auf den Vier Veden Indiens. Es entstammt mündlichen und schriftlichen Lehren, die Śrutih (das, was gehört wurde), beziehungsweise Smritih (das, dessen man sich erinnert) genannt werden. Wie andere Religionen, so hat auch Sanātana-Dharma seine Mythologie und seine Philosophie, und die Reinheit seiner ethischen Lehren oder die Anpassungsfähigkeit und mannigfaltige Anwendung der Rituale und Zeremonien steht keiner anderen Religion nach. Deshalb befriedigt es den Heiligen wie den Wilden gleicherweise. Es gibt auch Ergänzungsbücher dazu, wie die *Upanishaden*, die *Purānen*, die herrlichen Epen

Rāmāyana und *Mahābhārata*. Im *Mahābhārata* ist auch die allgemein beliebte *Bhagavad-Gītā* enthalten.

Die Śrutih und Smritih, die Purānen und Itihāsa (oder die legendäre Kunde) bilden das Gefüge dieses alten Glaubens, der selbst eine hervorragende Literatur über Wissenschaft und Philosophie entstehen ließ, die leider viele Anhänger meist falsch verstanden und ungenau auslegten. Manche denken anscheinend, die Purānen seien das Wichtigste! In Wirklichkeit sind es gesammelte Berichte und Erzählungen. Es sind alles Allegorien für die Allgemeinheit, aber sie sind oft schwer zu verstehen und erfordern Unterstützung durch einen geeigneten Lehrer. Dennoch befriedigt dieses Dharma die einfachen und die gebildeten Menschen. Es ist pantheistisch und monotheistisch zugleich.

Sanātana-Dharma wurde als "eine Enzyklopädie der Religionen" bezeichnet, die so gründlich und allumfassend ist, daß sie selbst große Geister in Erstaunen versetzt. Allgemein betrachtet ist sein Baum der Wissenschaften in sechs Äste oder Zweige unterteilt, die das enthalten, was jetzt als profanes Wissen bezeichnet wird. Seine Philosophie hat ebenfalls sechs Hauptabteilungen, die die Sechs Darśanas genannt werden, oder die Sechs Wege, die Wahrheit zu "schauen". Äußerlich sind sie verschieden, aber im Grunde verfolgen sie alle ein Ziel: Dem Schmerz ein Ende zu bereiten, indem sie das getrennte menschliche Selbst befähigen, sich mit dem Höchsten Selbst wieder zu vereinigen. Wir wollen zwei von diesen Schulen kurz betrachten: Mīmāṃsā und Vedānta. Abgesehen davon, daß sie Anleitungen über die Vollziehung des Rituals geben, erklärt Mīmāṃsā was Karma ist; nämlich religiöse und weltliche Handlungen und ihre Folgen und wie sich der Mensch an diesen Kreislauf des Daseins bindet. Unsere Gedanken, Worte und Taten gestalten unsere Verhältnisse und uns selbst. Deshalb wird Karma oft das Gesetz des Ausgleichs genannt, das Gesetz von Aktion und Reaktion, dessen Funktion wir uns nicht entziehen können. Keine Gebete können die Saat unter der Rasendecke verändern.

Im Gegensatz zu anderen Religionen lehrt dieses zeitlose Dharma nicht, daß jeder Mensch eine neugeschaffene Seele ist. Statt dessen vertritt es die Evolution von Geist und Materie und sagt, daß Leben in jeder Form heilig, und "Unschuld die höchste Religion" ist. Es kann die Idee vom Überleben des Tauglichsten nicht als treibendes Element in der Evolution annehmen. Es belacht diesen krassen Materialismus. Wenn wir eine Wirkung sehen, wissen wir sicher, daß sie eine Ursache hatte.

Das Vedāntasystem versucht, die Natur von Gott oder Ātman zu erklären und zu zeigen, daß die Seele des Menschen in Essenz das gleiche ist wie das innerste Göttliche. Es weist auf einen Weg hin, dem der Mensch zu folgen vermag, und zeigt wie er leben muß, damit er lernt, Karma weise zu begegnen. Durch Verstehen der Bipolarität allen geoffenbarten Lebens – Brahmā oder der Göttliche Erzeuger dieses Universums, der die Welt durch Māyā-Śakti, die "Macht der Illusion" ins Dasein bringt – kann sich der Mensch mit der Zeit mit der universalen Wahrheit verschmelzen, eins mit ihr werden und auf diese Weise Moksha oder "Befreiung" von der Materie erlangen.

Kürzlich feierten die Hindus auf der ganzen Welt den Geburtstag von Krishna, der eng mit der Lehre über die Avatāras verbunden ist. Wenn wir von einem Avatāra sprechen, dann stellen wir uns darunter nicht nur jemanden vor, der von den irdischen Sphären befreit ist. Ein Avatāra – die Vorsilbe des Wortes "ava" bedeutet Abstieg – ist eine besondere Inkarnation. Es ist eine menschliche Form, in der sich eine Gottheit verbirgt, die durch diese Gestalt ihre Glorie ausstrahlt. Nicht nur im Keim, in "göttlichen Bruchstücken", wie in uns, sondern im vollen Glanz der Gottheit. Wenn es einer Analogie bedarf, so wollen wir einen Menschen mit einer elektrischen Birne vergleichen, sagen wir von fünf oder sechs Kerzenstärken, dem gegenüber steht ein Avatāra mit einer Lichtstärke von tausend Kerzen. Während also alle Menschen die innere Kraft besitzen, haben bis jetzt nur wenige diese hohe Stufe erreicht.

Für das Kommen eines Avatāra besteht immer ein besonderer Grund. Ein solcher ist die Stärkung der Kräfte für das Gute und das Schwächen oder Überwinden jener, die für das Böse arbeiten. Der große Nazarener, Jesus Christus, war in den Augen der Hindus ebenfalls ein Avatāra, aber wir wollen uns hier mit Krishna befassen. Im vierten Kapitel der *Bhagavad-Gītā* sagt Krishna zu Arjuna:

Ich erzeuge mich selbst unter den Geschöpfen, o Sohn Bhāratas, jedesmal, wenn ein Verfall der Tugend und ein Überhandnehmen des Lasters und der Ungerechtigkeit in der Welt stattfindet.

Auf diese Weise verkörpere ich mich von Zeitalter zu Zeitalter für die Erhaltung der Gerechten, die Vernichtung der Boshaften und die Aufrichtung der Gerechtigkeit.

Die alte Schrift sagt uns also gleich zu Beginn, daß Śrī Krishna ein Avatāra war. Was bedeutet das für uns in dieser Ära oder in diesem Stadium der Reise unserer Seele? Es bedeutet einfach, daß wir erkennen sollten, daß jene, die jetzt Avatāras sind, in weit zurückliegenden Kalpas*, in anderen Welten, in Universen, die vor dem unsrigen existierten, langsam, Schritt für Schritt, die unermeßliche Leiter der Evolution emporgestiegen sind. In allen Reichen der Natur Erfahrungen sammelnd, ging ihr jīva (oder ihre Seele) durch viele Formen: vom Mineral zur Pflanze, von der Pflanze zum Tier, vom Tier zum Menschen, vom Menschen zum Jīvanmukta (zu einem, der, während er noch in einem Körper lebt, von Zweifeln, Ängsten und mentalen Fesseln aller Art 'befreit' ist); und vom Jīvanmukta noch höher und höher in die mächtige Hierarchie, die sich über jene hinaus erstreckt, die sich von den Banden des Menschseins frei gemacht haben. Auf diese Weise aufsteigend, sprengen sie schließlich die Illusionen des getrennten Selbstes. Sie treten freudig in das Universalbewußtsein ein und werden bewußt eins – wie sie es in Essenz immer waren – mit jenem ewigen Leben, von dem sie ursprünglich ausgingen, lebendige Zentren ohne Belastung, eins mit dem Höchsten.

*Der Hindu-Chronologie entsprechend entspricht ein Kalpa 4,320,000,000 Jahren nach unserer Zeitrechnung oder einem Tag im Leben Brahmas.

O meine Göttlichkeit, führe uns auf dem Pfad zu
deinem großen Ziel.
Erhebe uns zur gemeinsamen geistigen Harmonie.
Gib uns die Fähigkeit, ein Teil der Entwicklung zur
spirituellen Vollkommenheit zu werden.
Nimm uns in Deinen Dienst und mache uns so zu
Instrumenten in der Ausführung Deines Willens.

Offenbar hat ein solcher Avatāra eine ungeheure Evolutionsperiode hinter sich, von einer Manifestation nach der andern, von Geburt zu Geburt. Im Laufe der Intervalle, in denen er Mensch war, zeigten sich während des langen Aufstiegs auf der Leiter des Fortschritts zwei bestimmte charakteristische Merkmale, die den zukünftigen Avatāra von der breiten Masse der Menschen unterschieden. Erstens, seine unbedingte Ergebenheit dem Höchsten gegenüber: denn durch Ergebenheit, sagt Krishna, kann ein Mensch "in mein Wesen eintreten." Zweitens, völlige Harmonie mit anderen; er muß die Menschheit lieben. In ihm muß die Flamme des Mitleids für die ganze Menschheit brennen, in der Tat für jedes Wesen, das in diesem Universum, ob beweglich oder unbeweglich, existiert. Dann wird das Licht seiner Seele in der Lage sein aufzuleuchten, denn das Höchste Leben und die Liebe sind in allem, sie entströmen der unendlichen und unerschöpflichen Lebenskraft. Nochmals mit den Worten der *Gītā*, "Es gibt nichts Bewegliches oder Unbewegliches, das ohne mich existieren kann."

Solange ein Mensch das in seiner Natur nicht verwirklichen kann, solange er nicht Liebe für alles, was ist, empfinden kann, nicht nur für das Schöne, sondern auch für das Häßliche, für das Gute und das Übel, nicht nur für das Anziehende, sondern auch für das Abstoßende, solange er nicht in jeder Form das Selbst oder Ātman sieht, kann er den steilen Pfad des Avatāra nicht erklimmen. Nur wenn sich diese zwei Ströme von Eigenschaften im Herzen des Menschen vereinen, ist er auf dem Weg, der ihn dahin führt – in zukünftigen Universen, in weit, weit entfernten Kalpas – ein Avatāra zu werden, der als ein Gott zu den Menschen in die physische Welt kommt.

– J. W. MOHAMED

– Aus *Gandbi News*, Georgetown,
Guyana, South America, April 1967

Evolution vor Darwin - und nachher

Teil I

Es soll (soviel ich weiß) für die ganze Welt einen universalen und allgemeinen Geist geben...: denn es gibt in diesem Universum eine Stufenleiter oder deutliche Abstufung der Geschöpfe, die nicht unwillkürlich oder kreuz und quer aufsteigt, sondern in schöner Ordnung und im richtigen Verhältnis.

– SIR THOMAS BROWNE, *Religio Medici*. 1643

FAST jede archaische Rasse übernahm aus der mythologischen Vergangenheit Erklärungen darüber, wie der Kosmos und der Mensch ins Dasein traten, oder sie dachte darüber nach. Diese überraschend gleichlautenden Berichte schilderten für gewöhnlich die Emanation spiritueller Wesen aus den Tiefen des Raumes, ihren materiellen Ausdruck als Welten, Götter, Menschen und aus anderen Bereichen des Lebens, sowie ihr periodisches Verschwinden, wenn ihre individuellen Zyklen abgelaufen waren. Die Aktivität dieser Universen und ihrer Myriaden von Leben wurde so geschildert, daß sie von Gesetzen bestimmt wurden, die von höchsten Wesenheiten überwacht waren. Der Mensch wurde oft als ein Kind dieser Götter bezeichnet, dessen evolutionäre Bestimmung es ist, seinen göttlichen Eltern immer ähnlicher zu werden.

Vieles von diesem Wissen stammte aus den Mysterien-schulen und war, von verstreuten Bruchstücken abgesehen, vor der Öffentlichkeit unter einer Menge symbolischer Mythen und Rituale verborgen. Während der griechisch-römischen Zeit verlor sich der Einfluß dieser Schulen nach und nach aus dem Bewußtsein der Völker am Mittelmeer, obgleich sie im Osten, in China und Indien zum Beispiel, in einer Reihe glänzender Zivilisationen weiter blühten. Als der Einfluß, der im Niedergang befindlichen Mysterienreligionen abnahm, begann im

Westen das dunkle Zeitalter, die Periode einer rudimentären Kultur, aus der das moderne Europa hervorging.

Die Denkweise des Westens wurde während des dunklen Mittelalters von der christlichen Theologie beherrscht, die bis heute unserer Anschauung über das Leben einen dauerhaften Stempel aufgeprägt hat. Wie allgemein bekannt ist, bestand seiner Zeit der veredelnde Aspekt in der Betonung der einfachen Tugenden und des rechtschaffenen Lebens. Aber da die damaligen Priester für ihren Erlöser und für die Erlösung durch ihn Einmaligkeit beanspruchten, ließen sie keine andere Religion gelten, und sobald sie die Macht hatten, versuchten sie jede Erinnerung an frühere Weisheiten auszulöschen. Es war, als würde man vor die Ideen und Errungenschaften früherer Zeitalter einen Vorhang ziehen. Unter den Bischöfen und später unter den Päpsten wurde die Bewegung sehr schnell autoritär und stützte sich lieber auf den Glauben und blinden Gehorsam, anstatt sich an die Vernunft zu wenden: sie predigte Liebe für das Herz, ignorierte aber "Licht für das Gemüt und Verstehen für den Intellekt." Viel später (1100-1300) brachten dann die Kreuzzüge und später die vermehrte Seefahrt den westlichen Menschen wieder mit östlicher Kultur und östlichen Ideen in Berührung. Die von den Sarazenen geschätzte und behütete Weisheit der Klassiker begann in Europa einzusickern.

Mittlerweile hatten die Kirchenväter gewisse starre Dogmen aufgestellt, die aufgegeben werden mußten, weil sie verwirrten, wie z.B. die geozentrischen ptolomäischen Theorien, und daß die Erde flach sei. Eine weitere, noch wichtigere Festlegung bestand darin, daß Aristoteles vor Plato gestellt wurde, das heißt, sie erkannten die Lehre an, daß die Wahrheit nur erlangt werden kann, wenn man von Einzelheiten auf universale Prinzipien schließt, statt umgekehrt. Damit verließ das Christentum die wahre religiöse Haltung, die bei jenen großen Ideen beginnt, die dem Menschen seit undenklichen Zeiten mitgeteilt wurden, und die eine Analyse und Erklärung über die physische Welt geben. Dieser Wechsel in der Einstellung war unvermeidlich, denn die Wahrheiten, die den Prozeß der Natur vom höheren

Standpunkt aus erklären, waren während der vielen Jahrhunderte fast gänzlich vergessen worden, so daß die Kirche den erwachenden Gemütern der Renaissance keine spirituell-intellektuelle Nahrung mehr geben konnte. So mußte sie zu Mitteln wie Verbrennung und Kirchenbann greifen und versuchen, die neue Erkenntnis und die sich immer mehr ausbreitenden Ideen der anbrechenden Zeit, wenn auch erfolglos, aufzuhalten.

Die Reformation war ein mutiges Sichlosreißen von der Autorität und half eine Atmosphäre intellektueller Freiheit zu schaffen, in der der Einzelne selbst denken konnte. Unglücklicherweise ersetzten fast alle protestantischen Gruppen die Herrschaft des Papstes lediglich durch eine buchstäbliche Auslegung der Bibel. Das beste Beispiel dafür ist, daß der größere religiöse Widerstand gegen die wissenschaftlichen Theorien über die Evolution nicht von der römischen Kirche, sondern vom Protestantismus ausging. Wenn eine Idee in der Heiligen Schrift nicht ausdrücklich bestätigt war, konnte sie nicht wahr sein. Diese Politik gilt selbst heute noch an vielen Stellen und das trotz der Vielzahl neuester Aufschlüsse über die Bibel selbst, die uns die verstreuten Quellen ihres Ursprungs und ihren fragmentarischen Charakter enthüllen. Gleichzeitig bestand eine gewisse natürliche Abneigung gegen die Idee, der Mensch sei ein etwas besseres Tier, entstanden durch das Einwirken blinder Naturkräfte auf tote Materie. Eine solche Erklärung ignoriert völlig alle spirituellen Eigenschaften, Prinzipien oder Kräfte im Universum, denn es wird dabei vorausgesetzt, daß sie unwirksam wären, auch wenn sie existieren sollten. Darin liegt die Wurzel für die Abneigung, die viele Menschen, die religiös veranlagt sind, gegen die moderne wissenschaftliche Lehre über die Evolution haben.

Dieser einleitende Überblick ist notwendig, wenn wir die Atmosphäre verstehen wollen, in der den Lehren der Wissenschaft allgemein und jenen über die Evolution im besonderen begegnet wurde, und warum die wissenschaftlichen Ideen im Westen in die einseitige Richtung gingen. Der Hauptgrund, warum die Wissenschaft sich von der Religion und von allen sogenannten

metaphysischen Dingen trennte war, daß die Kirchen darauf bestanden, die in der Heiligen Schrift ohne Zusammenhang verstreuten symbolischen Berichte – jene Berichte, zu denen die Schlüssel in der Nacht der vorangegangenen Jahrhunderte konsequent übersehen worden waren – sollten buchstäblich als wahr angenommen werden.

Nicolaus Cusanus, Pico della Mirandola und andere bemühten sich, die Weisheit der Vergangenheit wieder einzuführen und riskierten dabei Exkommunikation und sogar den Tod, weil sie es wagten, über ihre Erkenntnisse vom physischen und göttlichen Kosmos zu sprechen. Giordano Bruno starb tatsächlich dafür auf dem Scheiterhaufen. Einzelne und Gruppen, wie die Platoniker von Cambridge, Sir William Jones und die Orientalische Gesellschaft, sowie die echten Freimaurer, versuchten den Westen davon zu unterrichten, daß es wirklich spirituelle Wahrheiten gibt, und daß sie in vielen Ländern und zu vielen Zeiten gelehrt worden waren. Aber, allgemein gesprochen, wurde das Denken des westlichen Menschen, selbst bis in dieses Jahrhundert hinein, von einer engstirnigen und sich abschließenden Theologie beherrscht, die die nichtchristliche Welt in heidnische Finsternis versunken und die vor sechstausend Jahren von Gott geschaffenen Himmel und die Erde als Lebensraum für den sündhaften Menschen darstellt. So war die Situation, als die Wissenschaft, jener schlafende Riese, zu erwachen begann.

Anfangs verbanden die damaligen wissenschaftlichen Denker ihre Religion mit ihren Entdeckungen. Manche Schriften von Newton haben streng platonisches Gepräge. Galilei, Kopernikus und viele andere betrachteten die physische Natur als das Gewand der Gottheit, als sie Wirken und Aufbau des Kosmos enthüllten. Als aber die Struktur des sichtbaren Universums und seine nachweisbare Geschichte in Erscheinung zu treten begann, zeigten sich große Widersprüche zwischen Tatsache und Dogma, und die Gelehrten mußten zwischen beiden wählen. Die Wahl fiel nicht leicht, auf der einen Seite stand sozusagen das Zeugnis der eigenen Augen, dem vererbte biblische Darstellungen und die Macht der öffentlichen Meinung gegenüber-

standen. Die Verhältnisse hätten anders sein können, wenn die 'Philosophie' des Christentums ihre Aufgabe erfüllt hätte, indem sie zeigte, daß wissenschaftliche Tatsache und ewige Grundwahrheiten einander *nicht* widersprechen können. Doch zu dieser Zeit hatte die christliche Bewegung ihre archaische Weisheit verloren, die mit Hilfe universaler Symbole den göttlichen Ursprung, den Aufbau und das Wirken des Universums ausführlich beschrieb. Sie war in äußersten Anthropomorphismus zurückgefallen. Die Folge war unausbleiblich: die Wissenschaft und die Religion gingen getrennte Wege.

Nachdem die Spaltung geschehen war, mußten die Wissenschaftler gezwungenermaßen erklären, wie das Universum ohne Führung durch höher stehende Intelligenzen entstehen und funktionieren konnte. Sie mußten beschreiben, wie das Leben zuerst durch 'tote' Elemente geschaffen wurde und sich dann Schritt für Schritt, ohne Unterstützung, durch Irrtümer und Versuche zu der Harmonie und Verschiedenartigkeit, die wir jetzt um uns sehen, vorwärts tasten mußte. Die verfeinerten Empfindungen von Gemüt und Bewußtsein im Menschen – von alledem mußte angenommen werden, daß sie Emanationen der Materie sind.

Viele Ideen, von denen wir gewöhnlich annehmen, daß sie von Darwin stammen, hatten schon vor Darwin eine lange Geschichte. Thales, Heraklit und andere griechische Philosophen hatten versucht, den Ursprung und die Entwicklung des Lebens zu erklären, und zweifellos behandelten die Mysterienschulen diese Dinge ausführlich von metaphysischen Gesichtspunkten aus. Einige Jahrhunderte später teilte Aristoteles die Tiere "auf Grund ihrer Anatomie" in Klassen ein und sprach von dem "natürlichen Vorrücken" von der Pflanze bis herauf zum Menschen. Auch die Araber pflegten in ihren alchimistischen Spekulationen das evolutionäre Denken der Griechen.

Doch, wie schon erwähnt, Gedanken über Evolution wurden im modernen Europa durch eine Anzahl theologischer Dogmen hintangehalten. Verschiedene dieser alten Ideen bereiteten

jedoch die Gemüter der Menschen darauf vor, die neuzeitliche Entwicklungslehre anzunehmen, als sie endlich kam. Eine wichtige Idee aus dem Mittelalter war die von der Stufenleiter des Seins, der Leiter der Vervollkommnung, die sich von den niederen Formen bis zum Menschen und darüber hinaus "zu rein spirituellen Wesen", zu den Engeln, erhebt. Dr. Loren Eiseley* legt jedoch dar, daß sich diese Lehre keineswegs auf die Evolution bezieht, wie wir sie kennen. Der christliche Glaube war, daß Gott, als Er die Welt aus dem Chaos schuf, in einer Aktion eine Lebenskette hervorbrachte, und daß seit dieser Zeit alle Arten unverändert existieren. Kleine oder auch große Unterschiede wurden nicht als Modifikationen der ursprünglichen Formen angesehen, sondern traten von Anfang an als ein Teil der ursprünglichen, unveränderlichen schöpferischen Handlung in Erscheinung. Wenn fossile Überreste von prähistorischen Geschöpfen gefunden wurden, von denen man annahm, daß sie ausgestorben sind, wurde von den Theologen anfangs behauptet, daß über abgelegene Gebiete der Welt wenig bekannt sei und diese Geschöpfe wahrscheinlich in einigen dieser Gebiete noch vorkommen!

Für uns ist es nicht leicht, sich in die Denkweise vor mehreren Jahrhunderten zu versetzen. Zu jener Zeit wurde angenommen, daß die Erde nur sechstausend Jahre alt sei. Das Datum für die Schöpfung wurde auf das Jahr 4004 v. Chr. festgelegt! So bildete die Zeit die große Schranke. Die Schöpfungsgeschichte ließ nicht Zeit genug, um die Idee der langsamen Entwicklung der Erde und allem auf ihr einzuschließen. Aber die Entdeckungen unterminierten nach und nach diese unsere 'junge' Erde und zeigten, daß sie schon altersgrau ist. Doch ehe das geschehen konnte, war es notwendig, die Bewohner unseres Globusses zu studieren und zu klassifizieren, sie in

*Cf. *Darwin's Century* von Loren Eiseley, ein hervorragendes Buch, das einen geschichtlichen Überblick über den Begriff der Evolution gibt, wie er nach und nach im neuzeitlichen Westen auftauchte. Es behandelt den Gegenstand bis etwa zum Jahr 1900. Viele Einzelheiten wurden in dieser kurzen Zusammenfassung daraus entnommen. Für die Zeit nach 1900 war *Evolution* von Ruth Moore, ein Buch über die Naturgeschichte des Lebens, besonders hilfreich.

Familien einzuteilen und deren Verwandtschaftsverhältnisse zu erklären. Diese Arbeit wurde im 17. Jahrhundert von einer Reihe Naturforscher begonnen. In vielen Ländern beobachteten große Denker, die lange behindert gewesen waren, die Erscheinungsformen und das Charakteristikum aller lebenden Dinge und schrieben ihre Beobachtungen nieder. Ausgedehnte Reisen wurden unternommen, um überall das Leben zu studieren. Im 17. Jahrhundert hinterließ uns der berühmte schwedische Botaniker Carl von Linné (1707–1778) in seinen hervorragenden Arbeiten die erste systematische Zusammenstellung der Arten. Er betonte jedoch, daß die verschiedenen Stufen des Lebens seit Beginn der Zeit festgelegt sind, daß es keine Veränderungen, kein Hineinwachsen der einen Form in eine andere gegeben hat.

Nun erfolgte wahrhaftig ein Durchbruch von Ideen. Das bereits entdeckte Mikroskop wurde benützt, um Geburt und Leben der Zellen zu erforschen, Theorien über die kosmische Evolution wurden entwickelt. Es wurde gezeigt, daß das unermessliche Reich des Raumes mit seinen unendlich vielen Sternen in steter Bewegung ist und der Geburt, dem Wechsel und dem Tod genauso unterworfen ist, wie die Dinge auf Erden. Fossilien von alten Geschöpfen wurden fleißig gesammelt und studiert, und obgleich niemand zu behaupten wagte, daß viele davon ausgestorben seien, glaubte man es insgeheim doch.

Der Franzose Comte de Buffon (1707–1788) war ein Zeitgenosse Linnés. Die Bände seiner *Naturgeschichte*, das Werk eines Lebens, enthalten (nach den Worten von Dr. Eiseley) "jeden wichtigen Bestandteil, der in Darwins große Zusammenfassung von 1859 (*Über den Ursprung der Arten durch natürliche Zuchtwahl*) aufgenommen wurde." Aber die alten Ideen beherrschten immer noch die Gemüter der Menschen, oder, um es anders auszudrücken, es war noch nicht genügend Beweismaterial gesammelt worden, um die engstirnige und vollkommen wirklichkeitsfremde Theologie zu stürzen. Mittlerweile hatte die Freiheit in der politischen Welt begonnen sich zu behaupten: zuerst die amerikanische Revolution, später die französische.

Als letztere ihre schreckliche Form annahm, kennzeichnete sie das Ende eines glänzenden Jahrhunderts, wo Fenster in die Mauern des Dogmas gebrochen worden waren, das das forschende Bewußtsein des Menschen von der wirklichen Welt ferngehalten hatte. Buffons Sohn starb während der Regierung des Terrors (1793), weil er ein Aristokrat war, auf dem Schafott.

Jean Baptiste Lamarck (1744–1829), der berühmte Naturkundige und Zoologe, überlebte die Reinigungswelle. Er machte von der Theorie, daß Fossilien keine zufälligen Versteinerungen sind, sondern ein Teil eines natürlichen Planes – denn die Evolution ist "die Ausführung eines immanenten Zweckes zur Vervollkommnung der Schöpfung" –, eine 'überzeugende Tatsache.' Lamarck ist am besten durch seine Theorie der Erworbenen Charakteristischen Merkmale bekannt – die in Wirklichkeit gar nicht seine Theorie war, weil viele seiner Zeitgenossen und Vorgänger ebenfalls darauf hinwiesen. Er nahm an, daß die Umgebung auf die Einzelwesen einwirkt und sie verändert, und daß diese Veränderungen durch Vererbung auf die Nachkommen übertragen werden. Es ist interessant, daß sich Charles Darwins Großvater, Erasmus Darwin (1731–1802), schon 1771 mit dieser Idee beschäftigte, und es ist bekannt, daß sein Buch über diesen Gegenstand seinen Enkel beeinflusste.

Man kann die Entwicklung des Lebens auf zweierlei Arten verfolgen. Einmal durch das Studium der existierenden Formen, durch vergleichende Anatomie, wodurch eine Vorstellung über die Ordnung des sich entfaltenden Lebens erlangt werden kann. Die andere Methode folgt dem Zeugnis von Fossilien, Überresten früherer geologischer Epochen, die über das wirkliche Leben jener Perioden berichten. Beide Methoden haben den Vorteil, daß sie sich gegenseitig kontrollieren. Georges Cuvier (1769–1832), Paläontologe und Professor für Naturgeschichte am Collège de France; entdeckte 1796 im Erdboden von Paris begrabene Elefantenknochen. Bald gruben er und eine Anzahl anderer weiter aus, und sie rekonstruierten eine Reihe Tiere aus der geheimnisvollen, lange vergessenen Vergangenheit.

Sie wurden sortiert und in Klassen eingeteilt. Dabei fand man, daß über neunzig Arten gänzlich von der Erde verschwunden waren. Cuvier fragte, warum enthielt eine Schicht die Überreste von Seetieren, während eine andere darüber oder darunter die Knochen von Landtieren enthielt und eine dritte unter Umständen überhaupt kein Leben anzeigte? William Smith stellte in England die gleiche Frage, und auch er bemerkte, daß "in der gleichen Schicht die gleichen Fossilienarten gefunden werden, auch wenn sie weit entfernt liegen."

Diese Entdeckungen waren für fromme Christen sehr beunruhigend. Sie zögerten, der Idee von einer, sich über Millionen Jahre erstreckenden Evolution bereitwillig zuzustimmen. So entwickelte Cuvier, der selbst fromm war, die Theorie, daß Gott durch wiederholte Kataklysmen eine ganze Reihe der göttlichen Schöpfungen auslöschte, wobei ihre Überreste in den Schichten zurückblieben. Jedes einzelne Geschöpf war jedoch unveränderlich, es war eine besondere Schöpfung Gottes, es gab keine Veränderung, keine Entwicklung. Alle derartigen Lehren von "Katastrophen" waren jedoch, wie Dr. Eiseley erklärt, "im wesentlichen ein Mittel, um die herrschenden Lehrsätze der christlichen Theologie zu retten und diesen Lehren gleichzeitig einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben." Sie konnten sich nicht lange halten.

Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert waren für den Menschen im Westen in vieler Hinsicht fruchtbar. Die Technologie war noch nicht so weit fortgeschritten wie heute, wo man, um wissenschaftliches Forschen zu betreiben, eine jahrelange Ausbildung hinter sich haben muß. Dafür gab es in vielen Ländern buchstäblich hunderte eifriger, wißbegieriger Menschen, 'Amateure', die aber erstaunlich gründlich waren. Naturforscher, Anatomen, Zoologen, Botaniker, Anthropologen – die alle ihr Leben der Suche nach Tatsachen, Informationen, Entwicklungen und Gesetzen widmeten. Viele tauschten Fundstücke aus und korrespondierten miteinander. Der Durst nach Wissen war stärker als politische Differenzen. Buffons Sammlungen kamen durch die feindlichen Blockaden. Das Wirken der Natur

wurde nicht eingestuft, wie wir glauben, es jetzt tun zu müssen. Das Gebiet stand allen offen. Wie begann das Leben? Wie erreichte es den Platz, den es jetzt einnimmt? Geschah es zufällig, gesetzmäßig oder durch göttliche Vermittlung? Die damaligen Forscher hatten uns gegenüber einen großen Vorteil: damals gab es kein wissenschaftliches Gremium, das vorgab, für alles die Antwort zu haben. Es gab nur die Religion, die aber tatsächlich nichts zu bieten hatte. Heute glauben wir fast an dem Punkt zu sein, wo wir alles wissen – nur noch einige unwesentliche Probleme, und die ganze Kette des Daseins wird erklärt worden sein. Fürwahr ein gefährlicher Anspruch!

Bei Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts war das Haupthindernis, dem die Evolutionsanhänger gegenüberstanden, die *Zeit*. In der sogenannten heidnischen Welt, im vorchristlichen Osten und Westen, wurde das Leben des Universums und alles in ihm in zahllosen wiederkehrenden Perioden gemessen – Leben, – Tod, – dann Wiedergeburt von Kosmen, Göttern, Atomen und Menschen. Mit dem Anbruch des Christentums erfuhr die Zeit eine totale Änderung. Alles wurde im Lichte des "menschlichen Sündenfalls und der Erlösung" gesehen. Durch göttlichen Machtspruch war die Welt für den Menschen geschaffen und der nächtliche Himmel mit Sternen geschmückt. Dr. Eiseley sagt wörtlich: "Dieses Drama war einmalig und wiederholt sich nicht", der ganze Plan vom Anfang bis zum Ende würde "nur einige kurze Jahrtausende in Anspruch nehmen und mit einem Jüngsten Gericht abgeschlossen werden." Außer den wagemutigsten Geistern waren alle Gemüter von dieser Anschauung erfüllt. Es war für sie nicht religiöser Glaube oder theologische Spekulation, sondern buchstäblich weltliche Tatsache. Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, welche erschütternde Erfahrung es gewesen sein muß, als die aufkeimende wissenschaftliche Forschung es erst heimlich vermutete, dann andeutete und schließlich behauptete, daß das ganze Gerüst dieser Schöpfungsgeschichte, soweit sie das physische Leben der Erde betrifft, nicht wahr sei! Kein Wunder, daß es eine starke Opposition gab.

Um die Zeit, als das neunzehnte Jahrhundert richtig begon-

nen hatte, waren nicht nur die Anhänger der Entwicklungslehre, sondern auch die denkenden Menschen im allgemeinen beinahe überzeugt, daß die Erde viele Millionen Jahre alt sei, und daß die fossilen Überreste in den verschiedenartigen Schichten über das Leben in den verschiedenen Zeitaltern berichten. Die Veränderungen auf der Erde konnten nun zum großen Teil durch die Arbeit von Hutton, Smith und Cuvier auf natürliche Weise erklärt werden – durch Ablagerung, Vergletscherung, Vulkanismus, Erosion, Wind und Wetter etc. –, diese und nicht 'die Werke Gottes' gestalteten und formten die Erde und beeinflussten das Leben auf ihr. Aber selbst für Wissenschaftler war es noch schwierig, das Vorhandensein lebender Tiere zu erklären, deren versteinerte Überreste ausgegraben und sorgfältig nach Kategorien geordnet worden waren. Es war ein zu großer Sprung von der, vom Christentum so viele Jahrhunderte gelehrten Schöpfungsgeschichte zu der neuen wissenschaftlichen Theorie vom allmählichen Entstehen des Lebens und seiner Entwicklung. William Smith schrieb 1817 in seinem Essay: "Jeder Fund dieser versteinerten organischen Körper, aus den verschiedenen Schichten, muß als eine besondere Schöpfung betrachtet werden..." Was Gott in jenen vergangenen Zeiten schuf, das zerstörte er auch wieder, wobei er die titanischen Kräfte der Natur benutzte. Die Christen flochten auch die Geschichte von der Sintflut ein, um zu erklären, wie Gebiete einst gesunken sein können, die damals von Meerestieren bewohnt waren, die heute über Wasser in ihren Schichten versteinert sind. Im letzten Jahrhundert herrschte vor Darwin immer noch die Idee, daß alles Leben auf Erden vom Schöpfer vorherbestimmt wurde.

Im Jahre 1835, einer Zeit, in der die führenden Geologen Frankreichs und Englands fast alle Verfechter der Katastrophentheorie waren, veröffentlichte Charles Lyell (1797–1875) sein berühmtes Werk *Principles of Geology*, das nicht nur die Anschauung der wissenschaftlichen Welt, sondern auch die der denkenden Allgemeinheit völlig änderte. Seine unvoreingenommene Zergliederung vernichtete ein für allemal jede buchstäbliche Auslegung der Schöpfungsgeschichte. Lyell, der älter

war als Darwin, wurde dessen enger Freund und übte einen bleibenden Einfluß auf sein Denken aus. Er bereitete die öffentliche Meinung auf die Darwinschen Ideen vor. Lyell selbst nahm jedoch die Entwicklungslehre erst im letzten Teil seines Lebens an, obgleich er viele Ideen vertrat, die Darwin später als Basis für seine Theorien benützte, wie der Kampf ums Dasein, der Wettbewerb, die Auslese schwächerer und weniger geeigneter Arten und so fort. Darwin zog Lyell immer wieder zu Rate, machte sich sein ungeheures aufgespeichertes Wissen zu Nutze und bekehrte ihn schließlich zur Entwicklungstheorie.

Bevor wir den positiven und negativen Wert in den Ideen Darwins prüfen, muß beachtet werden, daß es vor ihm viele unbekannte Verfechter der Entwicklungslehre gab, die Teile des Systems, das Darwin später entwickelte, schon früher behandelten. Mit anderen Worten, der Darwinismus erschien nicht plötzlich in seiner vollen Blüte in einer unvorbereiteten Welt, sondern 'entwickelte' sich aus dem in Erscheinung tretenden Bewußtsein der Zeit. So sahen seine Vorgänger zum Beispiel, daß der Kampf ums Dasein die Auslöschung vieler Arten zur Folge hatte, erfaßten aber nicht den konstruktiveren Aspekt der "grenzenlosen organischen Wandlungen." Viele und verschiedene Theorien waren aufgestellt worden. Was nun erforderlich war, das war ein Mann mit der Fähigkeit, sie in einem Plan zusammenzufassen, der den physischen Ursprung aller Arten, der lebenden und der ausgestorbenen, erklärt. Dieser Mann war Charles Darwin.

— JOHN P. VAN MATER

(Fortsetzung folgt)





Innere Majestät

UNSER Denkvermögen, die höchste Fähigkeit, die der Mensch bis jetzt erlangte, ist für uns etwas seltsam und beängstigend, so gerne wir das Gegenteil glauben möchten. Wir alle finden es allzuoft leichter, weiterhin in unserer individuellen Denkweise zu verharren, wenn etwas Neues an uns herantritt. Während wir ängstlich darauf warten, was kommen mag, hängen wir an dem Alten und fürchten uns, die muffigen Höhlen des Gewohnheitsmäßigen und Vertrauten zu verlassen.

Die Gedanken sind die mächtigsten Einflüsse in unserem Leben. Sie können heilen oder zerstören, können weiß oder schwarz sein, aber es liegt bei uns, sie aufzugreifen und in die Tat umzusetzen. Wenn wir aber unfähig sind den Weg festzulegen, den wir gehen wollen, wenn die Probleme zu verwickelt sind, was dann? Vor vielen Jahren hat jemand, der als Menschenfreund bekannt war, diese Worte geschrieben:

Niemals würde ich der geringsten Furcht oder Verzweiflung nachgeben, sondern, wenn ich den Weg oder das Ziel vor lauter Nebel nicht sehen könnte, so würde ich mich einfach hinsetzen und warten. Ich würde es einfach nicht glauben, daß überhaupt kein Weg da ist, den ich gehen könnte. Der Nebel muß sich zerstreuen.

Täglich geht auf unserer physischen Ebene die Sonne auf und zerstreut die Schatten der Nacht. Wenn wir bereit wären, so könnte es genauso in jenem immateriellen, aber sehr wichtigen Bereich sein, in dem unsere Gedanken von Meinung zu Meinung wandern, sich im ermüdenden Kreislauf festfahren, gelegentlich überschäumen, oder wie neugeborene Meteore blitzschnell durch Zeit und Raum schießen.

Es sind die spirituell starken und weisen Menschen, die uns aufrütteln und uns von neuem den Weg zum Licht zeigen. Sie mahnen uns immer wieder, das Gesicht *unserer* aufgehenden Sonne, der Inneren Majestät, dem Bindeglied zwischen uns und unserem Vater im Himmel zuzuwenden. Diese Innere Majestät können wir nur durch sorgfältige Beobachtung gewahr werden. Das Leben dauert fort, auch wenn es scheinbar zerstört wird: Blumen blühen wieder auf den vom Menschen verwüsteten Feldern; Wälder, die abgeholzt und dann sich selbst überlassen werden, treiben aus den im Boden verbliebenen Wurzeln und Samen nach und bilden neue Urwälder. Und auch von Männern und Frauen, die durch Unfall, Not oder im natürlichen Verlauf der Entwicklung zugrundegehen, sagt man, daß sie in neuer Gestalt und mit neuen Hoffnungen in eine andere Umgebung auf diese alte Erde zurückkehren, um es aufs Neue zu versuchen. Diese Majestät des Geistes zeigt sich in der Warmherzigkeit lebender Wesen – in der Brust eines kleinen Vogels, der den Klang seines Gesanges ändert, um ihn zarter zu machen, wenn er sich um seine Jungen ängstigt; in der Bewunderung eines Sonnenuntergangs, dessen glühende Farben uns nach einem aufgeregten Tag Harmonie und Frieden verheißen; in dem selbstlosen Opfer junger Menschen bei Gefahr oder im Kampf.

Wir brauchen Vertrauen, um von da aus, wo wir gegenwärtig stehen, weiter zu gehen. Vertrauen in die spirituelle Grundlage des menschlichen Daseins, die immer wieder aufs neue weiteres wunderbares Wachstum ermöglicht. Die Handlungen und Gedanken derer, die an das wirklich Gute im Menschen und letzten Endes an das Verschwinden seiner kurzsichtigen Impulse und üblen Neigungen *glaubten*, zeigen durch ihr Beispiel, daß dieses unbedingt erforderlich ist. Solche hingebungsvollen Männer und Frauen waren Madame Curie, Albert Einstein, Abraham Lincoln, Brahms, Emerson, Burroughs. In anderen Jahrhunderten und in anderen Ländern gab es noch viel mehr – große Seelen, die etwas vollbrachten, indem sie ein mutiges und edles Leben führten.

Viele Menschen und auch Nationen fürchten im Grunde,

sie könnten ihre Identität verlieren. Doch wir fragen, welche Identität und wodurch? Im Grunde sind wir ein Teil des Gefüges des uns umgebenden Universum; aber *wir* treffen die Wahl, in welchem Teil wir tätig sein wollen. Wenn wir es einmal wagen, unseren innersten Gedanken die für ihre Existenz lebensnotwendige Freiheit zu gewähren, werden sie uns in die Richtung führen, die wir gehen wollen. Die Probleme, denen wir heute gegenüber stehen, sind nicht so ganz neu; sie erscheinen nur so, weil sie umfassender sind. Unsere Vorfahren mußten mit ähnlichen und mit viel schlimmeren Situationen fertig werden. Die Gezeiten von mehr als zweitausend Jahren haben die Klippen an der Küste Griechenlands ausgewaschen. Dort, wo Empedokles und seine Zeitgenossen über die Tatsache nachsannen, daß "die gegenwärtige Welt eine Bühne ist, auf der die Liebe vom Streit verdrängt wird." Damals waren die Rückwirkungen weniger stark, weil die Nationen und Rassen nicht so eng miteinander verbunden waren, wie heute. Die Menschheit ist nicht plötzlich verrückt geworden; sie hatte schon immer Schwierigkeiten, sie hat sie überwunden und wird auch weiterhin ihre periodischen Auf- und Niedergänge haben. Muß uns die gegenwärtige Dunkelheit davon abhalten aufwärts zur Sonne zu schauen? Wäre es nicht töricht, mit einer Laterne durch den Wald zu wandern und dabei die Augen zu schließen, nur weil ihr Schein nicht groß genug ist, um den ganzen Wald zu erleuchten?

Wir sind tatsächlich national und individuell mit dem Schicksal eines jeden anderen verbunden, und wenn gewisse, sich gegenwärtig ereignende Dinge jetzt nicht sehr verheißungsvoll aussehen, so ist das Jetzt nicht für immer. Wir sind alle Pilger, die den gleichen Pfad wandern und versuchen die gleichen Höhen zu erreichen, von denen jedes Menschenwesen ursprünglich kam. Wir können unseren Kopf hoch tragen, denn in uns schlummern die gleichen Gefühle und Hoffnungen, das gleiche Verlangen und die gleichen Fähigkeiten, auf die sich die Höchsten wie die Geringsten unter uns stützen, um zu vollbringen, was sie sich vornehmen.

Während wir ständig in verschiedenen Schichten des von

uns selbst aufgebauten Bewußtseins leben und mehr als einmal im Keller unseres niedersten, würdelosen Denkens festgehalten werden, dürfen wir nie vergessen, daß uns ein wenig Anstrengung einen Ausblick von unseren Hausdächern bis zu den weit entfernten Milchstraßen gewährt. Und *relativ bedingt* gilt das für alle. Wenn deshalb jemand unrecht handelt, so laßt uns nicht zu sehr darauf erpicht sein, den Unrechtstuer zu steinigen, sondern in erster Linie nach der Ursache des falschen Impulses suchen. Wenn wir jedoch jemandem auch nur Böses *wünschen*, so sind wir, und auch der Mensch, der unseren Gedanken auffängt und ausführt, für die daraus folgende Handlung verantwortlich. Das gleiche Prinzip gilt für die Furcht in ihren vielen, nicht leicht erkennbaren Verkleidungen. Wenn wir fürchten, daß uns unser Nachbar verachtet, unsere Scheune anzünden wird oder auf andere Weise böswillig ist, werden sich unsere Vorstellungen meistens verwirklichen, sie "kehren heim in ihren Stall!" Es gibt ein orientalisches Sprichwort, "Wer sich über einen bösen Menschen aufregt, täte besser auf sein eigenes Herz zu achten."

Andererseits sehen wir das Gute in uns selbst auch in anderen. Wenn wir in unserem Alltagsleben, in jeder Lage, unser Herz mit den edelsten Gedanken und Gefühlen erfüllen, deren wir fähig sind, werden unsere Bemühungen in dieser Richtung die düsterste Atmosphäre ebenso erleuchten – in unserer Nachbarschaft, unserer Stadt und selbst rund um den ganzen Globus. Aber trotz unserer besten Absichten ärgern wir uns manchmal über uns selbst – nichts, was wir unternehmen, ist richtig. Alle unsere Handlungen scheinen mit den Zielen, die wir uns gesetzt haben, in Widerspruch zu stehen, und was die Sache noch schlimmer macht, die Leute merken das auch. Sie flüstern: "Er hat nicht das Zeug dazu." Wenn wir in der Vorstellung leben ein Wurm zu sein, werden wir leicht das Gefühl haben, zertreten zu werden. Doch jedermann hat "das Zeug dazu", wenn es auch niemand als der betreffende selbst zeigen kann. Wir fühlen uns nur allein oder bedrückt oder nutzlos, wenn uns das Vertrauen an das innere Licht im Herzen unseres Seins verläßt, und wir das Vertrauen an seine

Existenz verlieren. Diese innere Stärke wieder zu entdecken und wirksam werden zu lassen erfordert Ausdauer und ist eine Lektion, die wir auf Erden lernen. "Nicht mein, sondern *Dein* Wille geschehe!" So ein einfaches, die Seele befriedigendes Gebet – schwierig nur, wenn wir an der Macht des wahren Selbstes zweifeln oder zuerst um die Ecke sehen wollen, um zu ergründen, was Gottes Wille sein mag, ehe wir uns ihm empfehlen!

Es gibt einen Trost, der ein ausgezeichneter Sorgenbrecher genannt werden könnte. Trotz all der Unruhe, die um und in uns ist, wissen wir, daß eine Denkgangsart die andere erzeugt, daß eine harmonische Saite ein Echo in einer anderen findet, daß ein wahres Gefühl der Zusammengehörigkeit sich dem Heer ähnlicher Impulse anschließt, die vorher von Menschen gefühlt wurden. Im Verlauf vieler Zeitalter wird die Menschheit als Ganzes jene innere Größe zum Ausdruck bringen, die, während sie sich in der Stille eines verstehenden Herzens ausbreitet, in ihrem Leuchten dem hellsten Stern gleichkommt.

– ALYSANN BENDROTH



Wer sind die Einsamen?

FÜR uns ist die Zeit der schnellen Verbindung gekommen, der sofortigen Teilnahme an fernen und nahen Ereignissen, so daß der Zuschauer im Lehnstuhl oder der Behinderte die Dinge, die sich eine halbe Welt entfernt abspielen, betrachtet und in gewissem Maße daran teilhaben kann. Wir leben in einer Zeit, in der wir füreinander und für die Nöte der anderen größere Aufmerksamkeit haben können. Es ist eine Zeit der Bestrebung, Lücken auszufüllen, die durch wirtschaftliche und kulturelle Unterschiede, die in verschiedenen Staaten und Ländern vorherrschen, geschaffen wurden. Unglücklicherweise gehört aber auch in diese Zeit die Einsamkeit, eine so weit reichende Einsamkeit, daß sie beinahe die Stelle einnimmt, die einst der Tod durch Verhungern inne hatte. Sie ist ein Staatsproblem und zum Gegenstand der Untersuchung von Regierungsseite aus geworden.

Ein englischer Bericht hierüber behauptet, "daß für 1 700 000 von Englands sechs Millionen Pensionären eine Zeit der Einsamkeit gekommen ist, ungefähr 400 000 das Gefühl der Isolierung haben", daß Frauen über fünfundsechzig am schlimmsten betroffen sind – auf eine von dreien, verglichen gegen einen von fünf Männern, trifft diese Krankheit zu. Andere Untersuchungen zeigen, daß Witwen "im Vergleich zu Unverheirateten im Alter sich doppelt so oft einsam fühlen" und "daß hauptsächlich Kinder der Trost der einsamen Pensionäre sind." Von den befragten Leuten hatten sechsundachtzig Prozent in der Woche zuvor mit Kindern geplaudert.

Eine Million und siebenhunderttausend vergessene Pensionäre! Dazu kann man noch jene aller Altersgruppen hinzu-

nehmen, die letzten Endes mehr oder weniger zugeben, daß ihr wahrer Kummer im Alleinsein liegt. Hinzu kommt außerdem noch die unbekannte Zahl derer, die ihre Gefühle mutig hinter einer Fassade verbergen, und wer weiß, wieviele "Einsame" sich mitten im Gewimmel unter uns befinden? Wir können diese Dinge auch nicht so präzise definieren, um auf eine alleinige Ursache oder Heilmethode hinzuweisen.

Wenn man mit Männern und Frauen aus verschiedenem Milieu, mit verschiedenen Ansichten und Altersgruppen spricht, begreift man bald, daß dieses Gefühl nicht von einer bestimmten Umgebung zu kommen braucht oder daher stammen muß, weil jemand für sich allein lebt. Es beschränkt sich auch nicht auf irgendeine besondere Lebensweise oder auf persönliche Umstände. Es scheint eher von einer gewissen Charaktereigenschaft abzuhängen, die entweder verborgen oder offensichtlich in der eigenen Natur des Einzelwesens ist. Wer ist noch nicht dem "Außenseiter" einer großen und sonst fröhlichen Familie begegnet? Nur er ist mit einem Gefühl des Getrenntseins behaftet, so groß, als wäre er in einer Wüste. Ganze Familien, die in der geschäftigen Unpersönlichkeit eines riesigen Blocks von Stadtwohnungen eingebettet sind, können einsam sein. Möglicherweise gibt aber auch jemand, der viele Kontakte und Beziehungen hat zu, daß er "allein" ist.

Wir alle haben zeitweise die Einsamkeit erlebt – vielleicht dann, wenn unsere innersten Gedanken so ganz nur die unseren zu sein scheinen, so daß wir sie niemandem sonst erklären können. Wir müssen dann eher sozusagen die Zugbrücke zwischen uns und anderen hochziehen und es in stiller Abgeschiedenheit ausleben oder ausfechten. Jegliche Ereignisse können uns in diesen Zustand versetzen. Vielleicht lieben wir, wo wir nicht geliebt werden, vielleicht haben wir ein Geheimnis, das wir anderen nicht mitteilen können oder uns nicht trauen, es zu tun. Vielleicht sind wir aber auch dort angelangt, wo wir das Leben in Begriffen beurteilen, die so verschieden von denen anderer Menschen sind, die wir kennen, daß wir in einer anderen Welt zu sein scheinen. Haben unsere Freunde und

Verwandten zum Beispiel Ansichten, die auf materiellen Erfolgen und Errungenschaften beruhen, auf dem Erwerb von Reichtum und Macht – und wir selbst legen nicht mehr viel Wert auf diese Dinge – dann gibt es keine Brücke der Verbindung, und wir scheinen allein zu sein. Ohne es gewahr zu werden, isolieren sich manche intellektuell begabte Menschen, indem sie jeden abweisen, dessen Geist sich nicht aufschwingen kann, um sich mit ihrem zu messen. Umgekehrt fühlen sich körperlich Schaffende oft beiseite gestellt, wenn sie unter Fachleuten, Geschäftsmännern oder Gelehrten leben.

Bei einer weiteren Nachforschung in England stellten Interviewer fest, daß eine starke Einbildung von Überlegenheit bei den geistig Schaffenden, ihren körperlich arbeitenden Gefährten gegenüber, besteht, obwohl alle dicht nebeneinander im gleichen Wohnviertel lebten. Weit davon entfernt nach einer Philosophie der Gemeinsamkeit der Menschen zu suchen und nach dem Nutzen für alle Völker, waren viele nur darauf bedacht, ihre eigene Position zu erhalten. Sie wollten in abgeordneten Wohnblocks leben, getrennt für körperlich und geistig Schaffende und sicher gehen, daß sich ihre Kinder nicht unter diejenigen mischten, deren Eltern in der sozialen Gesellschaft unter ihnen standen.

Auf der anderen Seite stoßen wir auf "Exzentriker", die sich ganz und gar von den allgemeinen Sitten und Gebräuchen entfernen wollen. Wie eine Zeitung neulich berichtete, kann man sie "in allen entlegenen Distrikten finden, wo sie in Schuppen, Höhlen und ähnlichen Plätzen ein harmloses Leben führen." Nachdem der Reporter, ein Inspektor vom Gesundheitsamt, zwei alte Damen besucht hatte, deren Heim solch ein Schuppen war, berichtete er: "Die Unterhaltung war hoch philosophisch, mit viel Intelligenz und ohne Kunstpausen. Verstandesmäßig sind sie sich klar darüber, was sie vom Leben wollen, und selten bin ich zwei so zufriedenen Menschen begegnet. . . . Ist es wirklich ein schlechteres Leben, als in einem Keller in einem Londoner Slum zu leben?"

Abgesehen von den Hunderttausenden von Pensionären, die

ein leeres Dasein erdulden, kann man doch viele, viele andere finden, die, obwohl ihre einst großen Familien auf "zwei von uns" oder "nur ich" zusammengeschmolzen sind, voller Schwung den Dingen gegenüber bleiben. Sie mögen für sich leben, aber sie fühlen sich nie verlassen. Warum liegt ihr Fall so anders? Forschen wir nach, so erscheint es uns als wäre in ihnen eine Art endloser Strom, der sich in einem ewig fließenden und ständigem Interesse an allem zeigt, angefangen beim Postboten, Milchmann und Bäcker an ihrer Türe, bis zu den Ladenbesitzern, von denen sie ihre "Kleinen Dinge" kaufen, und den Kindern, denen sie zuwinken oder zu denen sie in ihrer Umgebung sprechen. Für sie hat sich "meine Familie" so vergrößert, daß sie alle Menschen umfaßt, denen sie täglich begegnen, und es ist die echte Zuneigung zu anderen, nichts mehr und nichts weniger, was ihnen Frohsinn schenkt.

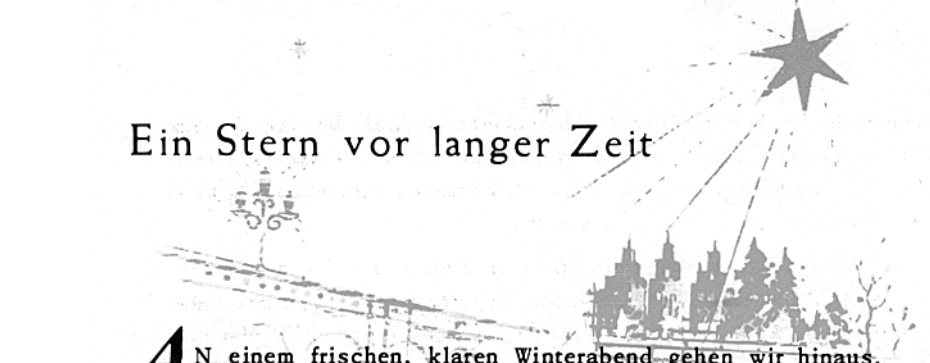
Vielleicht ist es eine Möglichkeit, das Alter in diesen segensreichen Zustand umzuwandeln und sich der Familie bewußt zu bleiben. Ja, wir alle müssen das tun, wenn wir eine haben – aber auch der größeren Familie vor unserer Türschwelle müssen wir uns mehr zuwenden, *ebe* wir vollkommen verlassen sind und feststellen, daß wir unerwünscht sind. Oft brüsten sich Familien ein wenig damit, sie seien eine innig geschlossene Einheit, die nicht viel mit den Nachbarn zu tun hat. Sie erwähnen mit einem gewissen Stolz, daß sie, abgesehen von einem gelegentlichen "Guten Morgen" oder "Guten Abend" nichts von dem Geschäft, dem Leben und den Interessen, den Mühen und Sorgen ihrer Nachbarn wissen und auch nicht wissen wollen. Ist es daher so überraschend, wenn zu solch unabhängigen Leuten der Tag "des Ganz-Alleine-Seins" kommt, dem Jahre der Einsamkeit folgen? Wir können nicht jahrzehntelang unsere Nachbarn als Ziffern oder als "wandelnde Bäume" ansehen und dann, wenn wir sie plötzlich brauchen, erwarten, daß sie an die Tür unseres schweigsamen Hauses anklopfen, eifrig bedacht, unser neues Leben mit uns zu teilen. Ist nicht Freundschaft "des Lebens schönste Einrichtung" genannt worden? Und was ist Freundschaft anderes, als eine Erweiterung *des Ausmaßes* an liebevollem Interesse, das wir

natürlicherweise "uns selbst" schenken?

Es heißt, daß Einsamkeit lediglich eine gedankliche Vorstellung sei, und daß es erst einmal notwendig ist, die Gedanken in uns zu erforschen und "damit gut Freund zu werden." Stimmt das? Wird das die Krankheit heilen? Wenn es nur die Gedanken sind und die damit in Beziehung stehenden Fähigkeiten, dann kann das ganze Puzzle-Spiel dadurch gelöst werden, indem die Gedanken in die richtigen Kanäle geleitet werden. Doch schon die alltäglichen Erlebnisse mit den Menschen, die wir kennen, haben uns gelehrt, daß hier mehr als nur das in Frage kommt. Wir begegnen Einzelnen, deren *Fachwissen* auf akademischen oder anderen Gebieten genau zu unserem paßt, aber wer kann sagen, daß sie deshalb diejenigen sind, die wir als Freunde in unserem Herzen aufnehmen? Ich kann mit meinen Händen arbeiten und mein Freund mit seinem Kopf oder umgekehrt. Doch wenn wir beide auf dem Gebiet der Anteilnahme der menschlichen Erfahrung arbeiten, im Bereich des Herzens, dann überschreiten wir gemeinsam eine viel weitere, universellere Brücke des Verstehens, als es durch bloße gemeinsame Interessen und Talente möglich wäre.

Liegt hierin nicht unsere Antwort? Als menschliche Familie sind wir verschieden, aber wir sind eine! Unsere Aufgabe heißt zu versuchen, diese Einheit in unserem täglichen Umgang mit anderen "in die Tat umzusetzen", sonst vergrößern wir einfach den Druck der fremden, selbstgebauten Trennwände. So stellen wir uns fortgesetzt, bewußt und unbewußt, durch das, was wir *besitzen* – an Gütern, an Position, an Talenten – beiseite, denn tatsächlich zählt nur das, was wir *sind* und was wir werden. Wenn wir danach streben, die Einheit des Lebens immer im Auge zu behalten, dann fangen wir an, eine Brücke zu bauen, die die menschlichen Herzen in Kameradschaft und gegenseitiger Hilfsbereitschaft verbinden wird. Wenn jeder von uns in diesem spirituellen Sinne ein Brückenbauer geworden ist, wird "Einsamkeit" ein veraltetes Wort sein, das nur mit unserer weniger frohen, weniger verständnisvollen Vergangenheit etwas zu tun hatte.

– ELIZABETH DUFFIE, *England*



Ein Stern vor langer Zeit

AN einem frischen, klaren Winterabend gehen wir hinaus, um die in ihrem Glanz funkelnden Sterne und Planeten zu betrachten. Unter all dieser Herrlichkeit suchen unsere Augen den einen herauszufinden, dem zu Weihnachten die Weisen aus dem Morgenlande folgten, als sie das Christuskind suchten. War es ein besonderes Gestirn am Himmel, das sie führte, oder leuchtete in ihnen selbst etwas, das den gleichen Ursprung hatte wie die Sterne – oder war es beides?

Wir können nicht mit Gewißheit sagen, welches Wissen die Weisen aus dem "von Glanz erfüllten und geheimnisvollen Morgenland" mitbrachten, aber wir wissen, daß sie glaubten, daß niemand einen Stern sehen kann, solange nicht irgend etwas von uns zu ihm hinausgeht und nicht nur die Erscheinungsform, sondern die wirkliche Essenz zurückbringt, woraus sich schließen läßt, daß die gleiche Substanz wie im Stern auch in uns vorhanden ist.

Die Weisen hätten uns wahrscheinlich auch sagen können, daß die Sterne in ihrer Art lebende Wesen von ungeheurem Alter sind. Manche von ihnen sind jetzt große Sonnen, die Licht und Substanz an zahllose jüngere Wesenheiten, die zu ihren Planetenfamilien gehören, hinaussenden. Sie sind lebende Wesen, die in der weit zurückliegenden evolutionären Vergangenheit das Leben in einem menschlichen Reich erlebten, so wie wir jetzt. Wäre es möglich, daß *wir* eines Tages ebenfalls Sonnen werden und geringeren Wesen, die nach uns kommen und sich abmühen, Leben und das zum Leben Notwendige geben? Ein wunderbarer Gedanke. Doch, da wir uns Epiphania nähern, der Zeit, von der angenommen wird, daß die "drei Könige" ihre Geschenke brachten, warum sollte sich da unsere Imagination nicht auch mit kühnen, schöpferischen Ideen beschäftigen?

Denn, haben wir nicht alle manchmal Augenblicke, wo wir im innersten Herzen danach verlangen, unseren Mitmenschen nützlich zu sein, uns mit Hilfe und Ermutigung jenen zu widmen, die mehr in Bedrängnis sind als wir?

Hier unter dem winterlichen Himmel, wo "der Frost die Stille entstehen ließ", blicken altbekannte Freunde mit unglaublichem Glanz auf uns herab: Sirius, Aldebaran, Capella und die Zwillinge, der rotglühende Beteigeuze in der rechten Schulter des Orion, der Sternhaufen der Plejaden und eine Menge andere. Das Ganze ist ein Festspiel in Licht und Farbe, wie in der Magischen Kammer des Rath von Angus, von der die irischen Dichter erzählen, daß das "Licht eine Stimme hatte und die Musik glänzend in der Luft hing", denn das Licht der zahllosen gleichzeitig strahlenden Sterne ist wie erhabene Musik, die den Mißklang unseres gewöhnlichen Lebens harmonisch gestalten. Die alten Pythagoräer sprachen ganz allgemein von der Musik der Sphären und glaubten, daß die sich in kristallklaren Sphären bewegend Planeten musikalische Töne von unaussprechlicher Harmonie hervorbringen. Das gilt für alle Himmelskörper, wie Shakespeare in seinem *Der Kaufmann von Venedig* andeutet:

Sieh, wie die Himmelsflur
Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes!
Auch nicht das kleinste Gestirn, das du da siehst,
Das nicht im Schwunge wie ein Engel singt,
Zum Chor der hellgeaugten Cherubim.
So voller Harmonie sind ew'ge Geister,
Nur wir, weil dies hinfäll'ge Kleid von Staub
Ihn grob umhüllt, wir können sie nicht hören.

Das alles müssen diese weisen Männer gesehen, erfüllt und gehört haben, als sie in jener Nacht vor langer, langer Zeit dem Stern folgten.

— MADELINE CLARK

